

Vom langweiligsten zum spannendsten Land der Erde? Tendenzen der jüngeren DDR-Literatur.¹

von Hans-Peter Ecker

Wir leben wahrlich in bewegten Zeiten! Als ich gegen Ende des vergangenen Jahres darauf angesprochen wurde, einen Vortrag zur Situation der DDR-Literatur zu halten, ließ ich mir – angeregt durch Parolen auf den großen Leipziger und Ostberliner Kundgebungen – eine Überschrift einfallen, die nicht nur das Interesse möglicher Zuhörer wecken, sondern auch die vielschichtigen Veränderungsprozesse auf eine Formel bringen sollte: Vom langweiligsten zum spannendsten Land der Erde. In den Herbstmonaten war in Deutschland für kurze Zeit etwas durchaus Aufregendes, Unvorhergesehenes passiert, dessen Massenpsychologie Peter Sloterdijk in einem sehr lesenswerten Essay vergegenwärtigt.² Sensationell wirkte dieses Geschehen auf viele Beteiligte vor dem Hintergrund einer ganz anderen Erwartungslage.

„Wie die meisten Zeitgenossen“, schreibt Sloterdijk, und ich kann ihm hier folgen, „habe ich bis vor kurzem in der diffusen Annahme gelebt, daß Deutschland als Schlagzeilenland zu meinen Lebzeiten nicht in Frage kommt, und wenn doch, so nur im schlimmen, beunruhigenden Sinn. Es war bekannt: einen Staat zu bilden war nie die Stärke dieser Nation, die seit Hus, seit Luther, seit Karl V., seit Wallenstein, in einer furchterregenden Formschwäche durch die Jahrhunderte drifet. Bekannt war auch, man hatte meistens Grund zum Mißtrauen oder zur Emigration, wenn hier die vaterländischen Töne laut wurden; man ging diesem Land besser aus dem Weg, wenn das deutsche Gemüt sich an die Brust schlug, um ins Feld zu ziehen, und wenn das Selbstgefühl der Deutschen sich als weltgeschichtlicher Schwellkörper den Rivalenvölkern entgegenstellte. [. . .] Darum war es richtig, als diese emotionsgestörte Nation nach 1945 sich in ein kühles und graues Land verwandelte, in ein Land ohne Pathos, von Tränen und Begeisterung gleich weit entfernt.“³ Mit den Herbstereignissen schien diese Analyse plötzlich falsch, außer Kraft gesetzt gerade von dem Teil der Nation, der nach allgemeinem Dafürhalten stets der am meisten kühle und graue gewesen ist. Vor den Fernsehkameras nahmen die Vorgänge beinahe die heilsgeschichtlichen Züge des paradoxen Umschlags, der Wende zum Besseren, der Erfüllung der Geschichte, des endzeitlichen Gerichts an: wenngleich die Letzten noch nicht die Ersten sind, so sind sie doch schon die Interessantesten.

Glücklicherweise hatte ich hinter die Zeile meiner Überschrift noch ein Fragezeichen gesetzt; denn nur so, als Frage, läßt sich jener Titel wenige Monate später noch vertreten. Man wird die Antwort nicht lange suchen müssen: sie kann heute aus vielen Gründen nur „nein“ lauten. Wenn die DDR je wirklich den Superlativ eines „spannendsten Landes“ verdient hat, dann in einigen kurzen Wochen oder gar nur Tagen des vergangenen Jahres. „Spannend“ ist ein im weiten Sinn ästhetischer Begriff; in der modernen Massengesellschaft wird diese Qualität von den großen Medien wenn nicht gar hergestellt, so doch wenigstens konkretisiert. Bekanntlich ist unsere Medienkultur aber nun so beschaffen, daß sie jede Situation in kurzer Frist verbraucht. Schon aufgrund dieses formalen Arguments hatte die DDR nie eine Chance, sich das Prädikat des „spannendsten Landes“ für längere Zeit zu sichern. Daneben hat sich freilich auch die reale Situation der DDR in den zurückliegenden Wintermonaten rasch verändert. Wo sich noch 1989 historische Veränderungen den Augen der Welt in prägnanten Schlüsselereignissen präsentierten, regieren heute abstrakte Alltagsroutine, politisches Gezänk und die unspektakulären, selten heroischen Sorgen der kleinen Leute.

Ein dritter Grund, weshalb heute niemand mehr die DDR als das spannendste Land der Erde bezeichnet, führt uns tief in die Geschichte der DDR-Literatur hinein. Meines Wissens wurde unser Superlativ dem Sinne nach erstmals in den fünfziger Jahren von Stefan Heym verwandt, einem Autor, der auch das Geschehen des vergangenen Jahres aktiv begleitete. Heym war 1933 aus Nazideutschland in die Vereinigten Staaten emigriert und hatte den zweiten Weltkrieg als amerikanischer Offizier mitgemacht. Nach dem Krieg geriet er jedoch zu seinem Exilland in Konflikt, als die-

ses einen stramm antikommunistischen Kurs einschlug. Den Beginn dieser Entwicklung zeichnet Heym bereits in seinem 1948 erschienenen Kriegsroman „Bitterer Lorbeer“ nach. In der Folge fand Heym für Texte über soziale Probleme der amerikanischen Arbeiterschaft keine Verleger, zudem drohte ihm wie Brecht eine Gesinnungsprüfung. Der gebürtige Chemnitzer entschloß sich also 1952 zur neuerlichen Emigration und wählte wie viele andere intellektuelle Heimkehrer vor ihm den östlichen Teil Deutschlands zur neuen Heimat. Was die DDR für viele Rückkehrer und auch einige Übersiedler damals so attraktiv machte, war die von den Russen gründlicher betriebene Entnazifizierung, ihr erklärter Antifaschismus sowie das sozialistische Experiment, mit dem die Intellektuellen ihre Hoffnungen auf eine sozial gerechte und solidarische Gesellschaft verbanden.

Stefan Heym war in seinen ersten DDR-Jahren publizistisch sehr rege, kritisch nach innen, loyal nach außen. Im Zuge des westdeutschen Wirtschaftswunders geriet die DDR aber zusehens ins ökonomische Hintertreffen. Ebenso unübersehbar wurde die Einengung des Freiheitsspielraums der ostdeutschen Bürger: bei Westkontakten wurde dem „Abtrünnigen“ Heym immer – und häufig mit Häme – die Frage vorgelegt, was ihn ausgerechnet in die DDR gezogen hätte. Die politischen Hoffnungen der ostdeutschen Intellektuellen, die in den Nachkriegsjahren so konkret begründet schienen, hatten ja seit dem 17. Juni 1953 einen argen Dämpfer bekommen⁴ und mit dem Mauerbau einen weiteren. Nur die Machthaber und ein enger Kreis von Hofschriststellern waren Anfang der sechziger Jahre noch dumm oder dreist genug, die sozialistische Utopie als realisiert anzusehen bzw. auszugeben. Den redlichen Autoren blieb vorläufig die Hoffnung auf einen guten Ausgang des Experiments auf lange Sicht. Heym insistierte damals immer darauf, daß dieses Unternehmen noch nicht gescheitert war. Seine persönliche Entscheidung, im Osten zu leben, rechtfertigte er – nicht zuletzt vor sich selber – damit, so am Brennpunkt faszinierender politischer und psychologischer Entwicklungen zu sitzen: noch im März 1964 beschloß er einem Artikel für eine amerikanische Zeitschrift mit den Sätzen: „Ich möchte mit keinem Schriftsteller im Westen tauschen. Was ich hier sehe und mitmache, ist zutiefst erregend.“⁵

Daß in der DDR das bessere Deutschland unter sozialistischem Vorzeichen entstehen würde, glaubte zunächst nicht nur Stefan Heym; die meisten seiner Altersgenossen und Kollegen hingen dieser Meinung an, in aller Regel länger und entschiedener als der welterfahrene Heym. Derselben Auffassung war auch die folgende, in den späten zwanziger und den dreißiger Jahren geborene Schriftstellergeneration. Sie hat den guten Ruf der DDR-Literatur begründet und ihr das Profil gegeben, unter dem man sie hierzulande kennt. Dazu zählen Christa Wolf und Heiner Müller, der in den Schulen vielgelesene Ulrich Plenzdorf, die Lyrikerin Sarah Kirsch und der Liedermacher Wolf Biermann, der auch als Fernsehautor erfolgreiche Jurek Becker und der in allen Gattungen versierte Volker Braun. Zur gleichen Generation gehören Irma Traud Morgner, Karl Mickel, Heinz Czechowski, Fritz Rudolf Fries, Günter Kunert und Reiner Kunze, Hans-Joachim Schädlich, Kurt Bartsch und Klaus Schlesinger, auch noch der ein wenig ältere Erich Loest, der seine eigenen Erfahrungen in ein wichtiges realistisches Buch über den DDR-Alltag eingebracht hat⁶ sowie die linientreuen Hermann Kant und Peter Hacks, denen man vieles nachsagen kann, aber nicht, daß sie nicht zu schreiben verstünden. Zentrale Teile einer Literaturgeschichte der DDR könnte man dem Thema widmen, wie diese Autorengeneration ihren Glauben an das Experiment DDR gelernt und später gegen die krude Erfahrung des Alltags verteidigt hat, manche Hoffnung gefaßt und wieder begraben, diesen oder jenen Kompromiß geschlossen hat, um endlich unter dem Druck der Wirklichkeit die Utopie zu verändern oder preiszugeben. Am Beginn dieses langen Weges steht die 1966 von Adolf Endler und Karl Mickel edierte programmatische Lyrikanthologie In diesem besseren Land, am Ende Christa Wolfs Roman Cassandra, Heiner Müllers Dramenprojekt Wolokolamsker Chaussee und Volker Brauns Lyrikband Langsam knirschender Morgen. Das Kapitel „sozialistisches Experiment“ schien schon abgeschlossen, als sich das ereignete, was die friedliche Revolution genannt wird.

Damit wird vorstellbar, was die Herbstereignisse für Menschen wie Stefan Heym oder Christa Wolf bedeuten mußten. Die Utopie, der man sein Leben lang gedient hatte, schien auf einmal nicht nur wieder im Bereich des Möglichen, nein, sie schien sich geradezu vor aller Augen wie von selbst in idealer Form, friedlich, witzig-intelligent, demokratisch zu vollziehen: dies war der Augenblick der Lösung, die DDR sei das spannendste Land auf der Erde geworden. Die Parole nahm die alte

defensive Formel wieder auf, nun aber selbstbewußt und voller Stolz. Die Formel konnte allerdings in dem Moment keinen Sinn mehr machen, als klar wurde, daß die DDR bald überhaupt kein selbständiges Land dieser Erde mehr sein würde, sobald zunehmend rein-materielle Interessen die politische Richtung bestimmten und die Leute auf den Straßen nicht mehr „Wir sind das Volk“ skandierten, sondern „Wir sind ein Volk“. „Aus dem Volk, das nach Jahrzehnten Unterwürfigkeit und Flucht sich auferafft und sein Schicksal in die eigenen Hände genommen hatte und das soeben noch, edlen Blicks, einer verheißungsvollen Zukunft zuzustreben schien, wurde eine Horde von Wütigen, die, Rücken an Bauch gedrängt, Hertie und Bilka zustreben auf der Jagd nach dem glitzernden Tinnef.“⁷ Stefan Heym hat für diese Darstellung, mit der er lediglich eine Ursachenanalyse einleitet, in deren Verlauf er viele Entlastungsmomente entdeckt, herbe Kritik einstecken müssen. Ungleich kompromißloser geht der 1951 geborene Frank-Wolf Matthies mit seinen Landsleuten ins Gericht – und ich fürchte, seine Schilderung liegt enger bei der Realität.⁸ In diesen Tagen erscheinen einige Tagebuch-, Brief-, Interview- und Essaybände von Christa Wolf, Stefan Heym, Christoph Hein u. a., welche authentische Dokumente der vergangenen Monate versammeln. Dort sind die Stationen der „Revolution“ ausführlich dokumentiert.⁹

Mit der durch die neue Parole vom „einig Vaterland“ symbolisierten Entwicklung dürfte die DDR-Literatur als eine relativ eigenständige kulturelle Erscheinung an ihr historisches Ende gekommen sein, ein Ende, das man sich nicht unbedingt abrupt vorstellen muß. Wahrscheinlich werden die nächsten Jahre eine Reihe bedeutender Werke zu Tage fördern, in welchen DDR-Vergangenheit aufgearbeitet wird. Allerdings beträfe dies nur einen thematischen Aspekt; entscheidend für den Bestand einer DDR-Literatur war jedoch bislang die gesellschaftliche Basis, die nun einschneidende Veränderungen erfahren wird. Selbstverständlich existiert eine DDR-Literatur nicht in demselben Sinne wie ein Roman von Gerti Tetzner, ein Drama von Stefan Schütz oder ein Gedicht von Bernd Igel. Sie existiert als ideologisches und wissenschaftliches Konstrukt, auf dessen Brauchbarkeit sich eine Mehrzahl Beteiligter verständigen konnte. Die Frage einer, zweier, vierer oder noch mehrerer deutschsprachiger Literaturen war freilich immer auch eine politische. Die DDR selbst hat ihre offizielle Haltung zur Frage der Eigenständigkeit Mitte der fünfziger Jahre radikal verändert. Unterstrich man in der Nachkriegszeit noch die kulturelle Einheit der Deutschen aller Zonen, so formulierte Walter Ulbricht auf dem 4. Schriftstellerkongreß von 1956 die These von den zwei deutschen Literaturen und paßte damit eine Kulturdoktrin den politischen Realitäten an. Später untermauerte der damalige Kulturminister Alexander Abusch diese These durch eine Begründung, an der man bis zum Ende der 70er Jahre festhielt: die gegensätzlichen politischen Systeme würden ihren Literaturen unterschiedliche Aufgaben zuweisen, wodurch sich diese notwendigerweise auseinanderentwickeln müßten. Diese These fand auch im Westen einigen Widerhall, wo man sich gerade anschickte, die eigenen Schützengraben des Kalten Kriegs zu verlassen. Hierzulande war man damals von der Existenz einer einzigen deutschen Literatur ausgegangen, worunter schlicht die eigene verstanden wurde, bereichert um den einen oder anderen unpolitischen bzw. kritischen DDR-Autor. Die marxistischen Schriftsteller galten als Hofschranzen und wurden, mit Ausnahme Brechts vielleicht, nicht ernstgenommen. Wenn die Diskussion um ein oder zwei Literaturen einen wissenschaftlichen Sinn machen soll, sind einzelne Teilfelder der Literaturen – Sprache, Stil, Gattungen, Themen, Produktion und Rezeption etc. – vergleichen. Diese empirische Diskussion im Westen wurde schon früh durch einige kompetente Übersiedler bereichert, die beide deutschen Kulturen aus eigener Anschauung kannten.¹⁰

Weniger gravierend als bestimmte sprachliche Unterschiede im Wortschatz stellten sich von Anfang an Differenzen der Schreibweisen dar; in der DDR wurde die Literatur, zunächst übrigens auch mit überwiegender Zustimmung der Autoren, auf eine konstruktive Mitarbeit bei der Entwicklung des gesellschaftlichen Programms festgelegt. Wir müssen uns klarmachen, daß diese Verpflichtung durchaus ambivalent ist; sie bedeutet nicht nur eine Fesselung der Autoren, sondern auch eine große soziale Aufwertung der Schriftsteller. Wollte die Literatur nun aber jene Funktion erfüllen, durfte sie einen bestimmten ästhetischen Spielraum nicht verlassen, das heißt verkürzt, sie wollte didaktisch sein und mußte daher auch verständlich und realistisch bleiben, optimistisch sein und eine Reihe von „störenden“ Reizthemen vermeiden. Ferner hat man dieser Literatur, wohl in beiden Fällen zu Recht, als Folgen der politischen Gängelung einerseits ein eigenständiges,

„plebejisches Bewußtsein“¹¹ bescheinigt, andererseits „Provinzialismus“ vorgeworfen. Im Gegensatz zur westdeutschen Literatur verblieb die DDR-Literatur bis über die Mitte der sechziger Jahre hinaus einer vormodernen Ästhetik verhaftet. Danach änderten sich die Gegebenheiten rasch, weniger rasch änderten sich allerdings die kulturpolitischen Vorgaben in der DDR und das Image der DDR-Literatur bei westlichen Lesern. Bis in die jüngste Vergangenheit hinein werden sogenannte Verstöße gegen ästhetische Doktrinen, die schon seit Jahren keine mehr sind, als Sensationen gefeiert.

Bis etwa 1970 haben sich die Literaturen der beiden deutschen Staaten voneinander entfernt. Ab ungefähr diesem Zeitpunkt kann man aber wieder eine Reihe von Konvergenzerscheinungen notieren. Die Autoren der DDR haben inzwischen nicht nur eine Moderne produktiv rezipiert, sondern sich in einem schwierigen und leidvollen Prozeß letztlich auch erfolgreich von ihrer politischen Gängelung emanzipiert. Dieser Vorgang manifestiert sich äußerlich seit 1976 in vielen Partei- und Verbandsausschlüssen bzw. -austritten und einer Flut zumeist erzwungener Übersiedlungen ins westliche Ausland. Seit Beginn der achtziger Jahre reden Kulturpolitiker den Autoren nur noch selten ins Handwerk hinein, auch Lektoren, Kritiker und DDR-Germanisten akzeptieren oder unterstützen seitdem moderne Vertextungsstrategien. Die vielen geflüchteten, ausgewiesenen, herumreisenden oder mit Langzeitvisa im Westen arbeitenden Schriftsteller verwischen in zunehmendem Maße klare Zuordnungen. In den Köpfen und Werken dieser Menschen entstehen Synthesen der beiden Kulturen. Keine politische Instanz der DDR konnte die Publikationen dieser Gruppe, zu der praktisch alle wichtigen Autoren zählen, wirksam kontrollieren. In bezug auf diese Produktion hat Raddatz wiederholt von einer dritten deutschen Literatur bzw. einer neuen deutschen Exilliteratur gesprochen; beide Bezeichnungen sind unglücklich gewählt und eher verwirrend als erhellend.

Seit einiger Zeit wachsen zudem in der DDR Autoren heran, denen biographisch-emotional das Erlebnis des Faschismus und das heroische Bild einer antifaschistischen DDR fehlt. Diese jungen Leute kennen die DDR vor allem als grauen, armen und autoritären Gegenpart zur bundesdeutschen Schlaraffenwelt, sie orientieren sich – ebenso wie ihre Altersgenossen in der Sowjetunion, in Ungarn oder in den Städten Chinas – an allen möglichen Facetten westlicher Jugendkultur, identifizieren sich also bereits seit mehr als 10 Jahren kaum noch mit ihrem Staat und teilen infolgedessen auch nicht mehr den Grundkonsens der älteren Schriftsteller und Politiker, der jenseits aller Auffassungsunterschiede in den meisten Fällen noch irgendwo in Schwundstufen Bestand hatte. Zur Illustration des Generationskontrastes dient ein kurzer Auszug aus Landolf Scherzers Polit-Reportage „Der Erste“:

Mir gegenüber sitzen Klaus Martin Luther [. . .] und Eberhard Hofmann, der Barchfelder Parteisekretär. Obwohl beide erst um die 30 Jahre alt sind, schwärmen sie von der FDJ-Zeit; damals seien sie politisch gebildet worden, FDJ-Sekretäre in den Betrieben, danach folgte die Arbeit in der Partei . . . Und nun funktionieren die FDJ-Methoden nicht mehr. Eberhard Hofmann erzählt, daß er sich vor einigen Tagen einen jungen Ingenieur in sein Zimmer geholt habe. „Dem sagte ich – so wie es seinerzeit mit mir gemacht worden war: Du gehst hier nicht eher wieder raus, bevor du dich bereiterklärst, FDJ-Sekretär zu machen!“ Doch der sagt nur: „Dann laß man schon ein Feldbett holen und meine Frau benachrichtigen!“¹²

Weniger harmlose Zitate ließen sich aus Stücken des 1944 geborenen Stefan Schütz beibringen oder gar aus den im Original kaum zugänglichen Underground-Zeitschriften UND, SCHADEN oder MIKADO.¹³ Einer der Herausgeber dieser Zeitschriften, zugleich ein prominenter Vertreter der jungen Autorengeneration ist der 1953 in Weimar geborene Sascha Anderson; in einem Spiegel-Gespräch von 1986 artikulierte er die Position seiner Altersgenossen: „Die DDR als Gebilde interessiert mich nicht. Das ist doch der Unterschied. [. . .] Biermann ist rausgeschmissen worden, ich bin gegangen. [. . .] Vielleicht besteht meine Generation der Anfang bis Mitte 30jährigen noch aus Aussteigern. Nach uns kommt eine Generation, und die halte ich für wichtiger, die ist gar nicht erst eingestiegen.“¹⁴

Für die Konvergenz der deutschen Literaturen gibt es sicher auch übergeordnete Gründe wie die ideologische Bedeutung des grenzüberschreitenden West-Fernsehens oder gemeinsame Wirklichkeitserfahrungen innerhalb moderner Industriegesellschaften. So betraf die Kriegsfurcht zu Zeiten der Reagan-Ära die Menschen beider deutschen Staaten gleichermaßen und schlug sich in

ihren Literaturen auch in ähnlicher Weise nieder. Gleiches darf man für die Themenkreise der Umweltbedrohung, des Feminismus oder der Krise im Verhältnis der Geschlechter zueinander behaupten. Die DDR-Titel mit den höchsten Absatzzahlen im Westen gehören genau zu diesen Gruppen: Christa Wolfs pazifistisches Plädoyer *Kassandra*, Maxie Wanders Frauenprotokolle der Anthologie *Guten Morgen, du Schöne*; ferner Irmtraud Morgners phantastisch-feministische *Trobadora Beatriz*, Christoph Heins Roman einer Sinnkrise *Drachenblut*, Monika Marons vielschichtiges Buch *Flugasche*. Daneben holte die DDR-Literatur in den beiden vergangenen Jahrzehnten Auseinandersetzungen nach, welche hierzulande schon früher ausgetragen wurden. So galt es endlich, einen komplexen Generationskonflikt auszutragen, worin die faschistischen oder stalinistischen Verstrickungen der Väter ebenso zur Sprache kommen wie die Legitimationskrise staatlicher Institutionen, aber auch die psychologischen Deformationen der unter den gegebenen Verhältnissen sozialisierten Kinder, welche wieder für die Enkel nichts Gutes erwarten lassen.¹⁵ Die Autoren fanden für diese Aufgabe unterschiedliche Formen. So gibt es neben präzisen, realistischen Analysen die reflexiv vollzogene Trauerarbeit, aber auch groteske Zuspitzungen des Problems in dramatischen Texten, sinnbildliche Verdichtungen und nicht zuletzt satirische und provozierende Kleinformen im Kabarett und auf der Straße.

Die Existenzfrage einer eigenständigen DDR-Literatur wurde immer vor dem Hintergrund der Diskussion um die Differenzierung der deutschen Sprache ausgetragen. Dabei war die Sprachdiskussion die politisch brisantere. Den aktuellen Stand dieser Debatte faßte Manfred W. Hellmann Ende 1988 auf einem Symposium in Passau übersichtlich zusammen.¹⁶ Er geht in seiner Argumentation von einer durch die Teilung der Kommunikationsgemeinschaft bedingten Auseinanderentwicklung der Sprachen aus, wobei der Prozeß durch die entgegengesetzten Gesellschaftssysteme befördert worden sei. Allerdings habe die deutsche Sprache als Gesamtsystem, besonders in ihren grammatikalischen Strukturen, den Differenzierungstendenzen gut standgehalten. Von diesen Tendenzen seien lediglich Teilbereiche, z. B. Stil und Wortschatz des öffentlichen Sprachgebrauchs oder systemspezifische Felder wie die Wirtschaftsterminologie betroffen. Weiterhin unterscheidet Hellmann die Schichten öffentlichen und privaten Sprachgebrauchs in der DDR und vermerkt die Fähigkeit der DDR-Bürger, Transferleistungen zu erbringen, das heißt Bundesbürgern im Bedarfsfall zu erklären, was mit „Broiler“, „Deli“ oder „blauen Kacheln“ gemeint sei. Bundesbürgern umgekehrt gehe diese Fähigkeit ab.

Ferner behauptet Hellmann, daß die erwähnte Transferleistung nur oberflächlich reibungslos funktioniere, in bezug auf die Vermittlung der den Worten unterliegenden Handlungsmustern, Erfahrungs- und Wissensstrukturen aber nur noch eingeschränkt. Demnach assoziierten Bundesbürger bei bestimmten Begriffen oder Episoden andere Gefühle und Vorstellungen und entwickelten auch andere Verhaltensdispositionen als DDR-Bürger. Damit stellt sich für den westlichen Wissenschaftler das hermeneutische Problem, wie man auf solche Differenzen überhaupt aufmerksam werden, wie man zur adäquaten Lektüre kommen kann. Mit dem Ende des abgeschlossenen ostdeutschen Gesellschaftssystems steht außerdem zu erwarten, daß bald niemand mehr zur „adäquaten Lektüre“ von DDR-Texten in der Lage sein wird. Im Prinzip handelt es sich hier nur um eine Variante des allgemeinen hermeneutischen Problems, Texte vergangener oder fremder Kulturen bzw. fremder Schichten richtig zu verstehen. Durch die besonderen Umstände der gegebenen Kommunikationskonstellation wird das Problem hier allerdings als solches kaum bewußt. *Wahrscheinlich wird man über vergleichende Kontextanalysen zu Fortschritten kommen. In narrativen Texten von DDR- und BRD-Autoren wären zunächst gewisse Standardsituationen¹⁷ zu isolieren, hernach bestimmte Begleitumstände präzise festzustellen, aufzulisten und zu vergleichen. Am Ende könnte eine Art Lexikon solcher Standardsituationen des alltäglichen Lebens mit einer Erläuterung der Bezugfelder und aktualisierten Kontexte stehen. Eine andere Methode bestände darin, gleiche Texte von ost- und westdeutschen Lesern interpretieren zu lassen, um sodann diese Interpretationen auf systematische Übereinstimmungen und Kontraste hin auszuwerten.*

Im Hinblick auf die Frage der Eigenständigkeit der DDR-Literatur habe ich zwei gegenläufige Phasen unterschieden. Die meisten literarhistorischen Arbeiten verwenden hingegen eine kulturpolitische Epocheneinteilung als Orientierungsrastrer.¹⁸ Sie gliedern die Literatur nach den offiziellen

Vorgaben der Parteitage und Schriftstellerkongresse. *Ich will dieser Ordnungsstruktur nicht jeden Sinn absprechen, aber doch einige Einschränkungen geltend machen.* Zuerst ist einzuwenden, daß sich die Schriftsteller seit den späten Sechzigern, spätestens aber seit der Biermann-Ausbürgerung nicht mehr an die kulturpolitischen Maximen halten, in zunehmendem Maße nicht einmal mehr darauf bezogen reagieren, indem sie etwa Verstöße setzen, sondern sie schlicht ignorieren. Letzteres gilt vor allem für die Jüngeren, nach 1950 geborenen. Als Ordnungsraaster für die jüngere DDR-Literatur der siebziger und achtziger Jahre bieten sich Einteilungsmöglichkeiten nach Generationen oder Themenkomplexen an.¹⁹

Gegen die politische Phasengliederung spricht außerdem eine grundsätzliche Überlegung, die überhaupt erst heute, nach dem Ende der politischen Konkurrenzsituation von Ost- und Westdeutschland angestellt werden kann. *Es fragt sich, ob mit politischen Rahmendaten überhaupt die zentralen Aspekte einer Literatur ins Auge zu fassen sind oder ob auf diese Weise nicht eher völlig schiefe Rezeptionshaltungen bei den Lesern von DDR-Literatur provoziert werden.* Die Zweifel am Sinn einer unreflektiert durch politische Daten strukturierten Literaturgeschichte lassen sich zu einer Reihe von Fragen erweitern, auf die es freilich noch keine empirischen Antworten geben kann: *Geht es den DDR-Autoren immer und überall um politische Agitation oder politische Kritik, das heißt um den gesellschaftlichen Maßstab? Werden ihre ästhetischen Mittel durch die in der kulturpolitischen Diskussion stehenden Kategorien angemessen beschrieben? Sind die relevanten Werke dieser Literatur tatsächlich die zensierten, umstrittenen, verbotenen? Wenn ja, wirklich aufgrund ihrer thematischen Tabuverletzungen? Ist der politische Skandal ein Qualitätskriterium? Wäre es nicht angebracht, aus dem von einer stalinistischen Kulturpolitik postulierten Schema einer eng gefaßten politischen Funktion der Literatur auszubrechen und andere Aspekte der DDR-Literatur wichtiger zu nehmen?*

Es ist natürlich richtig, daß in den vergangenen Jahren Schriftsteller häufig politisch oppositionelle Themen aufgenommen und in der ästhetischen Nische fiktionaler Dichtung öffentlich gemacht haben. Insofern ist es das Rezeptionsschema, DDR-Literatur als „alternative Öffentlichkeit“ wahrzunehmen, auch nicht ganz falsch. Aber ebenso richtig ist, daß dieses Lektüremuster poetische Texte auf eine spezielle Funktion verkürzte. Schon die Tatsache, daß der größte Teil der DDR von westlichen Fernsehanstalten bestrahlt wird, sollte generell Unbehagen am Konzept einer „literarischen alternativen Öffentlichkeit“ wecken. Noch merkwürdiger scheint mir der Umstand, daß dieses Schema auch auf im Westen Publiziertes Anwendung fand. Literatur wurde unter dem Etikett eines „alternativen Informationsmediums“ so Menschen angedient, welche mit Lyrik oder fiktiven Geschichten ansonsten wenig anzufangen wissen, das Prädikat erwies sich als verkaufsfördernd. Es ist ferner nicht zu übersehen, daß jenes Wahrnehmungsschema auch ideologische Positionen unseres eigenen Gesellschaftssystems stützte und in der Tradition des oben erwähnten Rezeptionsmusters aus der Zeit des Kalten Krieges steht, wonach DDR-Literatur entweder als kommunistische Propaganda verworfen oder als Dokument des Widerstands gepriesen wurde. Die Literatur selbst hat von diesen Umständen gleichermaßen profitiert wie Schaden genommen: Sie erreichte einen beachtlichen Bekanntheitsgrad, Autorität und erfreuliche Absatzzahlen – aber: sie wurde auch sehr selektiv gelesen, selektiv hinsichtlich bestimmter Autoren, Werke und Werkaspekte. DDR-Autoren, sorgen sich, sofern sie nicht zu den ganz wenigen Berühmtheiten zählen, heute wohl zu Recht um ihre soziale Zukunft, aber sie erkennen auch die Chancen der Entwicklung:

In der DDR wird jetzt die Presse neu erfunden, das hat für die Literatur dieselbe Bedeutung wie die Erfindung der Fotografie für die Malerei: *Erst mit der Fotografie konnte die Malerei autonom werden. Jetzt kann die Literatur auch bei uns autonom werden, sie muß nicht mehr dokumentieren. Jetzt kann die nationale Vergangenheit aufgearbeitet werden, nicht dokumentarisch, sondern mit, wenn man so will, mythologischer Genauigkeit. In der Literatur geht es um die Strukturen, und nicht um die Erscheinungen.*²⁰

Was Heiner Müller hier für den Produktionsaspekt von Literatur formuliert, gilt meines Erachtens genauso für die Seite der Rezeption. Somit steht für die Zukunft dieser Literatur zu hoffen, daß sie kundiger zur Kenntnis genommen wird, in unseren Köpfen eine reichere, „schönere“ Gestalt annimmt. Daneben ist allerdings zu sorgen, daß sie an Breitenwirkung, Prägnanz und politischer Kraft verliert. Mir scheint im übrigen eine besondere Ironie der westlichen Rezeptionsgeschichte von DDR-Literatur darin zu liegen, daß wir unsere Lektüre jener Literatur freiwillig nach einem

Muster organisiert haben, das unserer eigenen Ideologie von Kunstrezeption gänzlich zuwiderläuft. Ich bin aber der Ansicht, daß heute der historische Zeitpunkt gekommen ist, viele Werke der DDR-Literatur neu zu lesen und besser zu verstehen.

Abschließend sollen nun einige Autoren und Texte vorgestellt werden, welche für die Arbeit in den Schulen interessant sein könnten. Dabei vernachlässige ich mit Absicht die bekannteren Schriftsteller der DDR, obwohl zum Beispiel gerade Heiner Müller, Christa Wolf oder Volker Braun in den letzten Jahren bedeutende Werke vorgelegt haben. So könnte man sich Müllers dramatische Behandlungen von Schlüsselepochen deutscher Geschichte sehr gut als Diskussionsvorlagen in fachübergreifenden Veranstaltungen vorstellen.²¹ In gleicher Weise würde es sich sicher lohnen, neuere Lieder Wolf Biermanns zu hören, der seine Kreativität im Westen nicht eingeübt hat,²² oder Christa Wolfs *Kassandra-Roman* (1983)²³ zu lesen. Volker Brauns *meisterliche Novelle Unvollendete Geschichte* (1975) führt am Beispiel der Liebesgeschichte von Frank und Karin, einer Funktionärstochter und einem Elektriker, in die widerspruchsvolle Realität des DDR-Alltags ein und wäre vielleicht eine Alternative oder Ergänzung zum oft gelesenen Plenzdorf; in gleicher Funktion sind Erzähltexte Hans Joachim Schädlichs aus dem Band *Versuchte Nähe* (1977) oder Klaus Schlesingers²⁴ denkbar. Aus den siebziger Jahren stammen ebenfalls noch die inzwischen verfilmten *Wunderbaren Jahre* (1976) Reiner Kunzes. Günter de Bruyns Roman *Neue Herrlichkeit* aus dem Jahr 1984 ist die Geschichte eines Karrieristen, eines Meisters der Anpassung, er zeichnet ein repräsentatives psychologisches Bild der DDR-Gesellschaft der letzten Jahre. Zum Thema „Frauenbild“ könnte ich mir eine Textreihe vorstellen, die Sarah Kirschs weniger bekannte Erzählung *Die ungeheuren bergehohen Wellen auf See* (1973)²⁵, Irmtraud Morgners *Gauklerlegende* (1970) und Reportagen von Maxie Wander und Gabriele Eckardt umfaßt.²⁶ Dabei blieben allerdings wichtige Romane zu dieser Thematik ausgespart, etwa Christa Wolfs *Nachdenken über Christa T.* (1968), Gerti Tetzners *Karen W.* (1974), Morgners *Trobadora Beatriz* (1974) und *Amanda* (1983) sowie auch Christoph Heins *eindrucksvoller, aus der Perspektive einer alleinstehenden Mutter und Ärztin geschriebener Roman Drachenblut* (1982). Vielleicht ist es möglich, solche Romane über Referate in den Unterricht hineinzubringen.²⁷

Bei den Texten jüngerer Autoren kann man zwischen den bereits etablierten Arbeiten einer in den letzten Kriegsjahren bzw. im frühen Nachkriegsdeutschland geborenen Zwischengeneration und der Produktion einer häufig in der Subkultur lebenden jungen Generation differenzieren. Die Unterschiede beider Gruppen sind beträchtlich. Zu den wichtigsten Vertreterinnen jener älteren Zwischengeneration, die den Faschismus bereits nicht mehr aus eigener Anschauung kennt und im System der DDR aufgewachsen ist, zählt die zwar schon 1941 in Berlin geborene, aber erst in den achtziger Jahren literarisch hervorgetretene Monika Maron. Sie arbeitete nach dem Abitur ein Jahr als Fräserin, war dann Regieassistentin beim Fernsehen, studierte Theaterwissenschaften und Kunstgeschichte, war später Reporterin bei der *Wochenpost* und arbeitete nach 1976 freiberuflich in Ostberlin. 1981 debütierte sie im Westen mit dem Roman *Flugasche*, der von der Kritik sofort als erstaunliches Zeugnis der Gegenwart eingestuft wurde. Das Buch erzählt die Geschichte der Journalistin Josefa Nadler, die eines Tages über *Bitterfeld die ungeschminkte Wahrheit* schreibt. Ihr Mut bringt sie in Konflikt zu ihrem Freund, dem Kollegenkreis und den Vertretern des Staats. Neben der politischen besitzt der Roman eine wichtige private Dimension; die dreißigjährige alleinstehende Mutter schwankt zwischen Sehnsucht nach Geborgenheit und Freiheit, lebt in einer ständigen Angst vor Einsamkeit hier, Zwang da. Zu ihren wichtigen Bezugspersonen gehört eine ältere Kollegin, die aufgrund ihrer Erfahrungen noch auf die sozialistische Utopie vertraut. Somit werden auch die typischen Generationsgegensätze der aktuellen Situation thematisiert. Marons Sprache in diesem Roman ist einfach, anschaulich und präzise. Seit 1988 lebt sie mit einem Langzeitvisum in Hamburg.²⁸

Christoph Hein wurde 1944 in Schlesien geboren, ging noch in Westberlin aufs Gymnasium und lebt erst seit 1960 in der DDR. Er war dort Montagearbeiter, Buchhändler und Regieassistent, bevor er Philosophie und Logik studierte. Anschließend arbeitete er an verschiedenen Orten als Dramaturg, schließlich als Autor an der Berliner Volksbühne. 1982 erhielt er den Heinrich-Mann-Preis. Christoph Hein produziert in allen Genres außer der Lyrik, seine besonderen Stärken liegen aber auf den Feldern der Narration und Essayistik. Ich halte einen Essay Heins über die politische Macht

von Literatur²⁹ sowie einige Erzählungen des Bandes *Nachfahrten und früher Morgen für eine Behandlung im Unterricht* bestens geeignet, am meisten vielleicht seine ironische moderne Kohlhaas-Variante.³⁰ Für Referatvergaben bieten sich auch die Romane *Drachenblut*, *Horns Ende* und *Der Tangospieler aus den Jahren 1982, 1985 und 1989* an. Wenig begeistern konnte ich mich für seinen allerjüngsten Versuch, den *Zerfall der DDR im Bilde* des untergehenden Artusreiches zu fassen. Sein Drama *Die Ritter der Tafelrunde dürfte nur ausgebildete Altgermanisten amüsieren*.³¹

Den genialen Dramatiker dieser Zwischengeneration sehe ich in Stefan Schütz, den man vielleicht Thomas Bernhard an die Seite stellen kann. Schütz schreibt Dialoge von enormer Vehemenz. Er wehrt sich mit und in seinen Stücken gegen eine Umwelt, die ihn bedroht und bevormundet. Seine zumeist weiblichen Hauptfiguren versuchen, selber angesichts einer unheilen Welt eher ratlos, die Realität zu überschreiten. Es sind heißblütige Personen, die sich rebellisch ins Ungewisse werfen, um ihr Recht, ihre Aufgabe, ihre Freiheit, ihr Glück zu finden. Den Männern und ihrer Ordnung mißtraut Schütz zutiefst; sie scheinen im Lauf der Geschichte eine besondere Anfälligkeit für ein Machtdenken erworben zu haben, das alle ihre kreativen Kräfte aufzehrt.³² Schütz steht sprachlich nahe beim Expressionismus, er übersteigert die Handlung und treibt sie in wahren Sprachexzessen voran. Der Hahn fungiert in unserer Kultur gleichermaßen als Symbol der Erweckung zu einem neuen Leben wie als Sinnbild männlicher Sexualität und Sinnlichkeit; Schütz vergegenständlicht dieses Symbol in einem gleichnamigen Stück des Jahres 1980 in grotesker Weise und läßt es als gewaltiges Federvieh auf eine „sozialistische Ehe“ los. Unvermittelt geschieht, was im ordentlichen Staatswesen der DDR nicht sein kann und nicht sein darf: das Irrationale dringt schmutzdelig in die saubere, zugleich sterile Staatsordnung ein. Das Außerordentliche treibt Bürger und staatliche Instanzen zur Demaskierung: man erkennt die für jeden Polizeistaat erforderlichen freiwilligen Denunzianten, Spitzel und selbsternannten Hilfsbüttel:

Wer meint, er habe den Hahn gehört oder gesehen, der ist auch schon unterwegs, um einen amtswidrigen Vorfall amtlich anzuzeigen. Selbst dem Ehemann stellt sich die Alternative: „Ruf ich die Polizei oder meld' ich's der Partei.“ Groteske, schauerliche Überwachungsinstanzen mischen sich ein: die Mieterversammlung, der „Abschnittsbevollmächtigte“ oder der „BÜFA“, der „Beauftragte zur Überprüfung von unentschuldigtem Fernbleiben von der Arbeit“, kurz all das, was man vor 1945 die „Volksgemeinschaft“ genannt hat. Schließlich ist [die Ehefrau] Alma, um ihr Hahn-Problem zu überdenken, von Mann und Arbeitsplatz davongelaufen. Vor der Betriebsversammlung rät die personifizierte Personal-„Akte“ der jungen Frau, sie solle sich biegen, bevor man sie breche. [...] Ehemann Andreas verprügelt seine Frau Alma. „Ein Hahn!“ brüllt er, „dahinter kann sich alles verstecken: der Klassenfeind, Syphilis, Streik, Chinesentum.“³³

Was von der bürokratischen Gesellschaft nicht ausgehalten werden kann, ist ein unbedingtes, anarchisches Freiheits- und Lustverlangen. Noch im selben Jahr verließ Schütz die DDR und löste sich in der Folge auch immer stärker von der DDR-Thematik, wie jüngere Stücke erkennen lassen. Die autobiographische Krise vor diesem Schritt thematisiert der Autor in seiner Stasch-Sequenz.³⁴ Mit Selbstzerstörung reagiert der Schriftsteller Stasch (Stefan Schütz) auf das Dilemma zwischen erstrebter gesellschaftlicher Anerkennung und dem damit verbundenen Verlust von Freiheit, Sensibilität und Genußfähigkeit. *Sappa* und *Die Schweine* sind bereits im Westen entstanden, wo Schütz zunächst eine Anstellung als Autor und Dramaturg an den Städtischen Bühnen Wuppertal antrat. Sappas Kind will nicht zur Welt kommen und weiß das auch zu erklären: *Die Zukunft* hieße unbrauchbar. Seine Mutter versteht ihn allmählich und gewinnt auch die übrigen Frauen im Kreißsaal für das Projekt der Verweigerung: man geht in den Gebärestreik. In den Schweinen intrigiert das landwirtschaftliche Kollektiv gegen die individualistisch eingestellte Schweinemeisterin Selma. Schließlich brennt Selma den Stall nieder und entkommt durch den Wald, indem sie sich in ihre Lieblingssau Rosa verwandelt. Der Vorsitzende der Genossenschaft kann nur noch mit dem kopflosen Kadaver Rosas Hochzeit halten.³⁵ Gross und Groß sind die Helden des Schauspiels *Die Seidels*, paranoid der eine, immer auf der Flucht vor imaginären Verfolgern, von penetranter Menschenliebe erfüllt der andere. Während Gross sich als Verfolgungsziel aller möglichen Dunkel-männer, die er Seidels nennt, wichtig macht, schafft sich der Psychiater Groß einen Lebenssinn durch ständiges Aufopfern seiner selbst. Aber die Ordnung des Alltags ist weder als Verschwörung zu sehen noch durch Vernunft zu verstehen. Den desillusionierenden Epilog spricht am Ende ein „Seidel“: „Sinnlos, etwas anfangen zu wollen, / Lächerlich, einen Gedanken weiterzuführen – / Einzig, das Ende auskosten vorm Knall, / Sinnvoll.“³⁶

Die jüngste Generation der DDR-Autoren hat sich in erster Linie auf dem Felde der Lyrik profiliert, obwohl sie auch bemerkenswerte Prosaarbeiten vorgelegt hat. Daß sie andere Werke produziert als ihre älteren Kollegen läßt sich beinahe schon von den Lebensläufen dieser Gruppe von Aussteigern bzw. Nie-Eingestiegenen ableiten. Fanden wir in den Biographien der älteren Autoren immer wieder die bürgerlichen Stationen Abitur, Literatur- oder Theaterstudium, Regieassistent, Redakteur und Ähnliches, so begegnen uns nun zerrissene, kuriose Karrieren. Ein typisches Beispiel liefert der Lebenslauf Thomas Günthers, der 1952 in Schneeberg im Erzgebirge geboren wurde. Eine erste biographische Notiz hält das Jahr 1971 fest: Gartenhilfsarbeiter in Sanssouci. Er holt sein Abitur auf der Abendschule in Potsdam nach, um von 1974 bis 1977 als Kleindarsteller am Berliner Ensemble mitzuwirken. Danach folgten Gelegenheitsjobs bei der Post, in Warenhäusern und Getränkekombinaten. 1978 findet er eine feste Anstellung auf dem Friedhof Berlin-Weißensee, 1980 auf dem stillgelegten Friedhof St. Georgen mitten in Berlin. 1986 zieht er eine freischaffende Existenz vor. 1989 erscheint seine erste selbständige Publikation: „Von ausgefransten Vögeln“. Immer wieder gefallen sich die Jungen in der Rolle des Bürgerschrecks; sie brechen nicht nur die letzten politischen Tabus der DDR, wie zum Beispiel das Thema Homosexualität, sondern verletzen mit Vorliebe tiefsitzende Schamgrenzen. Sie thematisieren alle möglichen körperlichen Vorgänge, schildern aber auch ausführlich Mordphantasien, Tierquälereien, Brutalitäten, mit Vorliebe sachlich-nüchtern aus der Perspektive von Kindern. Diese Texte wirken manchmal grotesk-lustig, oft aber ausgesprochen böse, makaber, insbesondere wenn die Realität den geschilderten Episoden gar nicht fern ist. Lustig ist es beispielsweise mitunter, wenn Bert Papenfuß drauflosjandelt³⁷ oder Jürgen K. Hultenreich seine Herbstdepression bedichtet:

Mich hat der Herbst erwischt.
 Meine Unterhosen sind auf dem Flug nach Süden.
 Alte Geschichten reißen ihr Maul auf
 und schnauzen mich an.

 Im Radio stottern die Nachlaßverwalter
 der Oktoberrevolution. Ich versuche mit der Zunge
 in eine Steckdose reinzukommen.
 Mich hat der Herbst
 erwischt. [...] ³⁸

Nur bedingt amüsan ist es noch, wenn Thomas Rosenlöcher einem Polizisten im Park beim Pinkeln zuschaut oder Lothar Trolle ein gelangweiltes Kind im Neubauviertel monologisieren läßt, das einer Fliege die Beine ausreißt, um sie dann freizulassen, in ein „neues Leben zwischen Dauerflug und Bauchlandung“.³⁹ Spätestens wenn Gabi Kachold ihre Ich-Erzählerin von einer verpfuschten Operation anläßlich einer falsch diagnostizierten Bauchhöhlenschwangerschaft im Knastkrankenhaus Meusdorf bei Leipzig berichten läßt, ist der Spaß allerdings zuende.⁴⁰ Eine bitterböse Kurzgeschichte von Lutz Rathenow erzählt vom Erwachsenwerden. Sie beginnt mit der mütterlichen Ermahnung: „Nicht mehr in der Nase popeln sonst werden die Löcher riesig und keiner traut sich mehr, dich anzusehen.“ Später folgt eine Schilderung der abendlichen Familienzereemonie: „Irgendwann sank Vater rülpsend in den Sessel und zwischen seinem braunen Haar glaubte der Sohn grüne Spitzen zu sehen. Der Geruch von frisch gemähtem Gras überschwemmte den Raum während Mutter Schnittlauch häckselte, auf Quarkbrot Lauchhügel entstehen ließ [...] die ihr Mund genußvoll zerstörte. Das war die Zeit, als seine Eltern noch miteinander sprachen, der Fernsehapparat nicht unablässig die Ohren fütterte.“⁴¹ Anderntags schießt der ständig in Kriegsphantasien lebende Sohn mit der Plaste-MP auf den Lehrer und wird erwischt: „Die Mutter zertrte ihn wie einen defekten Gegenstand ins Haus, es hagelte Vorwürfe: Schularbeiten Sachen dreckig wieso Wandteller Sprung. Dann zertrat sie das Spielzeug. Er schrie er weinte er rannte aus der Küche und wollte die Furie töten, das Wort Furie kannte er von Vater, er verbarrikadierte sich in seinem Zimmer. Da saß er hinter dem an die Tür gerückten Tisch und hoffte auf einen Angriff: sein Ausbleiben verstärkte die Wut [...]“⁴² Eine andere Geschichte des gleichen Bandes Mit dem Schlimmsten wurde schon gerechnet schildert eindrucksvoll eine Familie, in welcher die unter allergischen Reaktionen leidende Mutter darauf besteht, daß der Vater die Hauskatze wegschafft.⁴³ Des weiteren ist von einem Major zu lesen, der Kaninchen mit Peitsche und Elektroschocks dressiert, von

einer Toilettenfrau, die einen Kunden stellt, der vergessen hatte zu zahlen, von einem Herrscher, der keinen Personenkult um sich duldet, aber überall Standbilder seines Hundes errichten läßt: „Als höchste Auszeichnung hat man erst vor kurzem den dreifachen Biß eingeführt.“⁴⁴ Das genannte Buch ist eine großartige Fundgrube für pointierte Kurztexte aller Art.

Die Literatur der jungen Generation läßt sich recht gut durch einige Anthologien erschließen, wobei ich neben Mikado die Prosaanthologie *Schöne Aussichten* sowie den Lyrikband *Berührung* ist nur eine Randerscheinung für besonders interessant halte.⁴⁵ Für den Vorrang der Lyrik in der Produktion dieser Autoren lassen sich verschiedene Gründe anführen. So ist das Lebensgefühl dieser jungen Leute vergleichsweise subjektiv; ihre Ideen blitzen spontan und fragmentarisch auf, ihre Sprache tendiert zum expressiven Ausdruck; alle diese Tendenzen begünstigen die kurzen Formen, besonders die Lyrik. Als Publikationsmöglichkeiten boten sich zudem aufgrund der Rahmenbedingungen vor allem Beiträge zu Anthologien und Zeitschriften an. Für die (West-)Leser wiederum kontrastierte der avantgardistische, teilweise ausgesprochene dadaistische Ton vieler jungen Lyriker besonders auffällig mit ihrem herkömmlichen Bild von DDR-Literatur.⁴⁶ Viele Titel von Gedichten bzw. Lyrikbänden springen den Leser direkt an: Bernd-Dieter Hüge, *Beichte vor dem Hund*; Thomas Böhme, *Die schamlose Vergeudung des Dunkels*; Jan Faktor, *Georgs Versuche an einem Gedicht und andere positive Texte aus dem Dichtergarten des Grauens*; Lutz Rathenow, *Zärtlich kreist die Faust*; Kathrin Schmidt, *Ein Engel durchfliegt die Tapetenfabrik*; Hans-Eckardt Wenzel, *Antrag auf Verlängerung des Monats August*. Leider erfüllen in vielen Fällen die Texte nicht ganz die mit dem zündenden Titel geweckten Erwartungen. Die stilistischen, thematischen und qualitativen Differenzen dieser im Vergleich zur älteren DDR-Literatur so homogen wirkenden Gruppe sind beträchtlich. Um die Frage der Originalität der avantgardistischen Kerngruppe ist inzwischen eine wissenschaftliche Auseinandersetzung entstanden, auf deren Argumente hier nicht eingegangen werden kann. Außerdem scheint sich abzuzeichnen, daß die herausragenden Leistungen dieser Generation eher von Außenseitern erbracht werden. Erwähnung verdienen ohne Zweifel die ganz leicht wirkenden, oft humorvollen, immer intelligenten Gedichte des 1947 geborenen Thomas Rosenlöcher.⁴⁷ In hexameternahen Versen besingt er etwa seine Zahnbürste:

Wer hat dich so zugerichtet, Mundbesen. Welch ein Orkan,
widerborstig, die Borsten nach allen Seiten gesträubt?
Wer dich bekaut an den Rändern, was für ein entsetzlicher Käuer?
Ich wars. Denn täglich hast du mir, und kennst meines Mundes Geheimnis,
mich von des brüllenden Ochsen Fäserchen zu befreien,
zwischen den Klüften ein kleines, purpurnes Meer aufgerührt,
eh ich aufs neue davonging, der Menschheit die Zähne zu zeigen,
duftende Küsse verbergend im wieder erfreulichen Mund.
Aber auch ich werde alt. Schon bröckelt die Zahl meiner Zähne.
Fäulnis verfinstert mein Lächeln. Doch einst, wenn einstürzt mein Mund,
sollst du nicht fremd unter fremden Bürsten der Nachwelt verbleiben,
sondern, in schalldichter Erde, schlafen mit mir meinen Schlaf,
da deine borstige Seele schräg durch die stockdunkle Nacht
über die Häupter der Menschen und tagenden Ärztekongresse
auffährt, hochoben zu leuchten eine hygienische Welt.⁴⁸

Eine Reihe seiner Gedichte sind Engeln gewidmet, wie religiöse Motive und Sinnbilder überhaupt auffällig oft in der jüngeren DDR-Literatur auftauchen. Der Schutzengel ist ein Insekt sakraler Art. Der Engel mit der Eisenbahnermütze steht im Schnee, wo alle Züge enden und zählt die Kriegstoten. „Doch schon bei sieben weiß er nicht mehr weiter.“ Der künstlerische Engel ist ein fürchterlicher Sänger vor dem Herrn, „Apostel greifen stumm nach Ohropax. / Doch Gott, verwundert über Gottes Güte, / holt aus des Sintflutlodenmantels Taschen / für seinen Diener einen sauren Drops. / Der, statt zu lutschen, singt zum Dank von vorn.“⁴⁹

Es gibt Nachwuchselngel, Zahnradengel und Kicherengel; der Band schließt mit einem Gedicht auf den Rettenden Engel, „Doch im Fach Demut hat der eine Fünf.“⁵⁰

Zu den auffälligsten literarischen Erscheinungen der gegenwärtigen DDR-Literatur zählen für mich die Miniaturen des abgebrochenen Theologiestudenten Bernd Igel. Seine problematische biographische Situation hat ihn zu dunklen, aber ungemein kraftvollen und ausdrucksstarken prosanahen lyrischen Texten getrieben.⁵¹ Unter dem Titel *Das Geschlecht der Häuser* gebar mir fremde Orte erschien im letzten Jahr seine erste selbständige Publikation.

1961 wurde in Karl-Marx-Stadt Kerstin Hensel geboren, die bislang einen von der Kritik gefeierten Lyrikband vorgelegt hat und einen Erzählband unter dem Titel *Hallimasch*. So heißt bekanntlich ein eßbarer Blätterpilz, der Baumstümpfe besiedelt. An sich ein Schädling, verhilft er in kargen Zeiten den Leuten zum Überleben. So auch im Vogtländischen Katzgrün, wo zwei der Erzählungen spielen. In der *Titelgeschichte fällt das Ehepaar Möbius von der faden Dauerspise vom Fleische*, die- weil ihre Zwillingstochter prächtig gedeihen. Füllig und unzertrennlich wachsen sie heran, ganz auf sich gestellt. Sie teilen schwesterlich nicht nur die Pilzmahlzeiten, sondern bald auch ihre Lüste, was harmlos mit dem gegenseitigen Ausdrücken von Eiterpusteln beginnt, indes hinter den Bergen das Jahrhundert seinen Lauf nimmt. Auf den Kaiser folgt der Führer. Eines schönen Kriegstages kommt dieser nach Katzgrün. Sein Besuch leitet das Ende des lustvollen Gleichschritts der Mädchen zwischen Tisch und Bett ein, denn die eine, die beim Hallimasch-Essen neben dem Führer sitzt, entdeckt in seinem Haaransatz einen Eiterpickel...

Für jede der acht in recht unterschiedlichen Welten spielenden Erzählungen hat die Autorin eine eigenständige, dem jeweiligen Thema angemessene Syntax entwickelt. An den Schluß des Bandes stellt sie eine Märchenparodie, in der ich, alten westlichen Rezeptionsgewohnheiten verhaftet, auch einige Anspielungen auf die derzeitige Verfassung der DDR zu erkennen glaube: Hänsel und Gretel sitzen hinter Gittern und lassen sich von der Hexe gutes Essen auftragen. Mit der Zeit wird diese älter und nachlässiger, das Essen schlechter. Die Kinder beschwerten sich, doch die Alte hört schon nichts mehr. Das Märchen aber schließt so:

und die Kinder riefen einen Tag und eine Nacht lang, bis sie den Stall öffneten mit einem leichten Druck gegen die Tür, und da standen sie auf ihrer Straße, von der sie gekommen waren, irgendwann vor Jahren, und sie erkannten die Straße auch wieder, und da fragten sie sich, wohin sie jetzt gehen sollen, NACH HAUS, sprach der Junge, und da sah ihn das Mädchen zum erstenmal an, zum erstenmal nach den Jahren, und sagte, WIE FETT DU GEWORDEN BIST, HANS, und da sah es auch Hans und sprach, WIE DUMM DU GEWORDEN BIST, MARGARETE, und da gingen sie und wußten nicht wohin.⁵²

*Dr. Hans-Peter Ecker, Universität Passau (NKN), Neue Deutsche Literaturwissenschaft
Innstraße 25, Postfach 25 40, 8390 Passau, Telefon 08 51 / 50 92 97*

Anmerkungen

- (1) Bei diesem Aufsatz handelt es sich um die überarbeitete Fassung eines Vortrags, gehalten am 27. 3. 1990 vor bayerischen Deutschlehrern im Rahmen einer Fortbildungsveranstaltung des Deutschen Germanistenverbandes (Landverband Bayern) in Regensburg.
- (2) Peter Sloterdijk: Landeskundliche Bemerkung zu den jüngsten deutschen Tränen. P. S. über Heimat- und Nationalgeföhle und den 9. November 1989. in: *Psychologie heute* 17 (März 1990), Heft 3, S. 43–54.
- (3) *Ibid.* S. 43 f.
- (4) Vgl. Stefan Heyms Roman *5 Tage im Juni*. München 1974. Ausführliches Material bei Ilse Spittmann und Karl Wilhelm Fricke (Hrsg.): *17. Juni 1953. Arbeiteraufstand in der DDR*. Köln 1982 (Edition Deutschland Archiv). Siehe auch die von Manfred Hammer u.a. herausgegebene Anthologie *Das Mauerbuch. Texte und Bilder aus Deutschland von 1945 bis heute*. 3. erw. Aufl., Berlin 1986.
- (5) Stefan Heym: *Wege und Umwege*. München 1980, S. 195.
- (6) Erich Loest: *Durch die Erde ein Riß. Ein Lebenslauf*. Hamburg 1981.
- (7) Stefan Heym: *Aschermittwoch in der DDR*. In: „Die Geschichte ist offen“. DDR 1990: *Hoffnung auf eine neue Republik*. Hg. v. Michael Naumann. Reinbek 1990 (rororo 12814), S. 71 f. Zuerst im *SPIEGEL*, 43 (23. 10. 1989), Nr. 43, S. 41 u. 44.
- (8) Frank-Wolf Matthies: *Wiedervereinigung im Aldi-Rausch*. In: „Die Geschichte ist offen“, S. 137–141.
- (9) Christoph Hein: *Die fünfte Grundrechenart. Aufsätze und Reden 1987–1990*. Frankfurt 1990. – Stefan Heym: *Einmischung. Gespräche, Reden, Interviews*. München 1990. – Christa Wolf: *Im Dialog. Aktuelle Texte*. Frankfurt 1990. *Neues Forum: Jetzt oder nie – Demokratie Leipziger Herbst*. München/Leipzig 1989.

- (10) Uwe Johnson, Ernst Bloch und Hans Mayer übersiedelten bereits 1959, 1961 und 1963 in den Westen.
- (11) Hans Mayer: Ein Deutscher auf Widerruf. *Erinnerungen*. Band II, Frankfurt 1984, S. 119.
- (12) Landolf Scherzer: Der Erste. Köln 1989 [zuerst Rudolstadt 1988], S. 52 f.
- (13) Einzelexemplare dieser in winzigen Auflagen zur Umgehung der staatlichen Kontrollen produzierten Hefte liegen unausleihbar in den Panzerschränken des Marbacher Schillerarchivs; 1988 ist bei Luchterhand unter Verzicht auf die Graphiken wenigstens eine Textanthologie erschienen: Mikado oder Der Kaiser ist nackt. Selbstverlegte Literatur in der DDR. Hg. v. Uwe Kolbe, Lothar Trolle und Bernd Wagner. Darmstadt 1988 (SL 809).
- (14) Wolfgang Emmerich: Kleine Literaturgeschichte der DDR 1945–1988, 5. erweiterte Ausgabe Frankfurt 1989 (SL 801), S. 423.
- (15) Eine andere deutschsprachige Kultur, nämlich die österreichische, zeigt eine analoge Verspätung der Diskussion ihrer Väter-Vergangenheit, und zwar wahrscheinlich aufgrund einer ähnlichen Ursache. Den Bevölkerungen beider Staaten wurden nach dem Krieg Auswege gewissen, sich der Schuldfrage zu entziehen: Österreich zog sich durch die These vom ersten Opfer Hitlers aus der Verantwortung, die Ostdeutschen durften sich mit ihrer antifaschistischen Regierung und Staatsideologie identifizieren.
- (16) Manfred W. Hellmann: Zwei Gesellschaften – Zwei Sprachkulturen? Acht Thesen zur öffentlichen Sprache in der Bundesrepublik Deutschland und in der Deutschen Demokratischen Republik. In: Wirkung und Wandlung der Sprache in der Politik. Hrg. v. Thomas Goppel, Günther v. Lojewski und Hans-Werner Eroms. Passau 1989, S. 89–114.
- (17) Zum Beispiel „Ladeneinkauf“, „Gespräch unter Ehepartnern“, „Aufbruch zu einer Auslandsreise“ etc.
- (18) Vgl. zur politischen Phasengliederung Manfred Jäger: Kultur und Politik in der DDR. Ein historischer Abriss. Köln 1982.
- (19) Einer fundierten und ausgewogenen Betrachtung dieses Zeitraums stellt sich freilich der grundsätzliche Mangel an historischer Distanz entgegen. Thematisch orientiert ist die Einführung in die DDR-Literatur von Christel und Heinz Blumensath, die Unterrichtsvorschläge für die Sekundarstufen I und II anbietet (Stuttgart, 2. überarb. u. erw. Aufl. 1983). Allerdings werden hier die jüngeren Autorengenerationen schon nicht mehr berücksichtigt.
- (20) Heiner Müller: Dem Terrorismus die Utopie entreißen. Alternative DDR. In: Ders. Zur Lage der Nation. Berlin 1990 (Rotbuch 13), S. 9–24, Zitat S. 23. Zuerst in Transatlantik 1/90.
- (21) Z. B.: Leben Gundlings Friedrich von Preußen Lessings Schlaf Traum Schrei. In: Herzstück. Berlin 1983 (Rotbuch 270), S. 9–40. [Zuerst 1977, Urauff. BRD 1979, DDR 1988.] Heiner Müller ist heuer die EXPERIMENTA vom 19. Mai bis 4. Juni in Frankfurt gewidmet. Dabei kommen ca. zwei Drittel seines umfangreichen Werks zur Aufführung, viele Inszenierungen werden von DDR-Bühnen bestritten.
- (22) Preußischer Ikarus. Lieder, Balladen, Gedichte, Prosa. Köln 1978. – Verdrehte Welt – das seh' ich gerne. Köln 1982. – Affenfels und Barrikade. Köln 1986.
- (23) Vgl. dazu C. Wolf: Voraussetzungen einer Erzählung; Cassandra. Frankfurter Poetik-Vorlesungen. Darmstadt 1983 (SL 456).
- (24) Alte Filme. Eine Berliner Geschichte. Rostock 1975/Frankfurt 1979. Dem jung verheirateten, beruflich aufstrebenden Kotte wird im Kino plötzlich die Eintönigkeit seines perspektivlosen Lebens bewußt. Er startet einen Ausflug in die Subkultur. Nach ein paar Tagen ist der Spuk vorbei, resigniert kehrt Kotte zu Frau, Kind und Arbeit zurück. – Berliner Traum. Rostock 1977/Frankfurt 1980.
- (25) Abgedruckt u.a. in Frauen in der DDR. Zwanzig Erzählungen. Hrg. v. Lutz-W. Wolff. München 1976, (dtv 1174) S. 193–197.
- (26) Maxie Wander: Guten Morgen, du Schöne! Frauen in der DDR. Protokolle. 9. Aufl., Darmstadt 1981 [zuerst 1977], (SL 289). Gabriele Eckart: So sehe ick die Sache. Köln 1984.
- (27) Den Sprachunterricht der Unterstufe könnte ein einfallsreiches Buch Franz Fühmanns bereichern: Die dampfenden Hälse der Pferde im Turm von Babel. Ein Spielbuch in Sachen Sprache. Ein Sachbuch der Sprachspiele. Ein Sprachbuch voll Spielsachen. Berlin (DDR) 1978.
- (28) Vgl. auch ihren Roman Die Überläuferin. Frankfurt 1986.
- (29) Christoph Hein: Worüber man nicht reden kann, davon kann die Kunst ein Lied singen. In: Schlötel oder Was solls. Stücke und Essays. Darmstadt 1976 (SL 670), S. 7–19.
- (30) Christoph Hein: Der neue (glücklichere) Kohlhaas. In: Ders. Nachtfahrt und früher Morgen. Erzählungen. Frankfurt 1989 (SL 841), S. 81–101. [Zuerst Berlin und Weimar 1979.]
- (31) Abgedruckt in Sinn und Form 41 (1989), Heft 4, S. 786–829.
- (32) Diese antipatriarchalische Gesinnung kommt auch in den Prosaarbeiten von Stefan Schütz zum Vorschein. Vgl. das monumentale Opus Medusa. Reinbek 1986.

- (33) Georg Hensel: Tödliche Alternative: Genosse oder Gockel. In: FAZ, Nr. 222 vom 24. 9. 1980.
- (34) Stasch. [Enthält: Majakowski, Der Hahn, Stasch 1 und 2.] Berlin 1978 (Rotbuch 192). – Stasch III. Die Flucht. In: Jahressring 79–80. Stuttgart 1979, S. 189–193.
- (35) Sappa. Die Schweine. Zwei Theaterstücke. Nachwort von Günther Rühle. Frankfurt 1981 (Fischer Taschenbuch 7062).
- (36) Die Seidels (Groß & Gross). Spectacle Cressida. Zwei Theaterstücke. Nachwort von Günther Rühle. Frankfurt 1984 (Fischer Taschenbuch 7083).
- (37) Viele Zeitschriften und Anthologiebeiträge; vgl. auch Bert Papenfuß-Gorek: dreizehtanz. Gedichte. Frankfurt 1989.
- (38) Jürgen K. Hultenreich: Mich hat der Herbst erwischt. In: Mikado, S. 38 f.
- (39) Lothar Trolle: Das Kind, *ibid.* S. 167–179, Zitat S. 169.
- (40) Gabi Kachold: Bauchhöhlenschwangerschaft, *ibid.* S. 65 f.
- (41) Lutz Rathenow: Das Erwachsenwerden. In: L. R. Mit dem Schlimmsten wurde schon gerechnet. München 1989 (Serie Piper 935), S. 12–27. Zitat S. 16. [Zuerst Frankfurt 1984.]
- (42) *Ibid.* S. 20.
- (43) *Ibid.* Gegen Mittag, S. 44–50.
- (44) *Ibid.* Der Herrscher, S. 145.
- (45) Schöne Aussichten. Neue Prosa aus der DDR. Hrsg. v. Christian Döring und Hajo Steinert. Frankfurt 1990 (es 1593). – Berührung ist nur eine Randerscheinung. Neue Literatur aus der DDR. Hrsg. v. Sascha Anderson und Elke Erb. Köln 1985. – Anfang sein für einen neuen Tanz kann jeder Schritt. Junge Berliner Literatur der achtziger Jahre. Hrsg. v. Ulrich Janetzki und Lutz Zimmermann. Berlin 1988. – Die Wärme die Kälte des Körpers des Andern. Liebesgedichte. Hrsg. v. Kurt Drawert. Berlin (DDR) und Weimar 1988. – Passauer Pegasus 8 (1990), Nr. 15: Sonderheft DDR-Literatur.
- (46) Zur Lyrik der jungen Dichter liegen auch schon eine Reihe wissenschaftlicher Untersuchungen vor, z. B. Dettlev Böhni: DADA-Rezeption in der DDR-Literatur. Essen 1989. (= Kunstwissenschaft in der Blauen Eule 4) Berlin, Techn. Univ. Diss. – Alexander von Bormann: Rede-Wendungen. Zur Rhetorik des gegenwärtigen Gedichts in der DDR. In: Amsterdamer Beitr. zur neueren Germanistik 26 (1988), S. 89–143. – Christine Cosentino: Gedanken zur jüngsten DDR-Lyrik: Uwe Kolbe, Sascha Anderson und Lutz Rathenow. In: Germanic Review 60 (1985), S. 82–90. – Dies.: „ich habe ausser meiner sprache keine / mittel meine sprache zu verlassen“: Überlegungen zur Lyrik Sascha Andersons. In: Amsterdamer Beitr. zur neueren Germanistik 26 (1988), S. 195–221. – Mathilde Dau u.a.: Hans-Eckardt Wenzel: Lied vom wilden Mohn. Gedichte mit einem Essay und neun Notenbeispielen des Autors. In: Weimarer Beiträge 31 (1985), Heft 8, S. 1360–1369. – Rudolf Dau: „Spielball“ von Richard Pietraß. In: Weimarer Beiträge 34 (1988), S. 92–111. – Peter Geist: Die Metapher in der poetologischen Reflexion und Dichtungspraxis von DDR-Lyrikern in den siebziger und achtziger Jahren. Eine Problemskizze. In: Amsterdamer Beitr. zur neueren Germanistik 26 (1988), S. 61–87. – Michael Gratz: Das wäre ja neu; daß wir loben, was uns aufstacheln will. Steffen Mensching: „Tuchföhlung“, Hans-Eckart Wenzel: „Antrag auf Verlängerung des Monats August“. In: Sinn und Form 40 (1988), Heft 5, S. 1096–1105. – Ingrid und Klaus-Dieter Hähnel: Junge Lyrik am Ende der siebziger Jahre. In: Weimarer Beiträge 27 (1981), S. 127–154. – Anneli Hartmann: Schreiben in der Tradition der Avantgarde: Neue Lyrik in der DDR. In: Amsterdamer Beitr. zur neueren Germanistik 26 (1988), S. 1–37. – Marianne und Ursula Heukenkamp: Fragen zwischen den Generationen. Kerstin Hensel: „Stilleben mit Zukunft“. In: NDL 37, Heft 6 (1989), S. 132–136. – Ursula Heukenkamp: Das Unge-nügen an der Idylle. Uwe Kolbe: „Hineingeboren“; Richard Pietraß: „Notausgang“; Benedikt Dyrlich: „Grüne Küsse“. In: Sinn und Form 33 (1981), Heft 5, S. 1120–1130. – Anthonya Visser: Überlegungen zu Lyrik Uwe Kolbes. In: Amsterdamer Beitr. zur neueren Germanistik 26 (1988), S. 297–334. – Karl-Heinz Wüst: Sklavensprache: subversive Schreibweisen in der Lyrik der DDR 1961–1976. Frankfurt: Lang, 1989. (Europäische Hochschulschriften, Reihe 1, Band 1129) Diss. Heidelberg 1988.
- (47) Thomas Rosenlöcher: Schneebier. Gedichte. Halle 1988 und Salzburg 1988.
- (48) An die Zahnbürste. *Ibid.* S. 56.
- (49) *Ibid.* S. 54.
- (50) *Ibid.* S. 91.
- (51) Bernd Igel: Das Geschlecht der Häuser gebar mir fremde Orte. Gedichte. Frankfurt 1989 (Collection Fischer 2363).
- (52) Kerstin Hensel: Da ward gutes Essen aufgetragen [...]. In K. H. Hallimasch. Erzählungen. Halle 1989 und Frankfurt 1989. S. 147 f., Zitat S. 148. (Dies.: Stilleben mit Zukunft. Gedichte. Halle 1988.)